

«Hier sind alle irgendwie gleich»

Joggeli-Badmeisterin Anita Da Ruos plaudert aus dem Nähkästchen. Über den Rhein, Hornissennester und Abfallsünder.

Interview: Rahel Empl

Frau Da Ruos, worüber plaudern wir?

Anita Da Ruos: Über Freiheit. Schönes Wort. Freiheit bedeutet für mich viel Raum und Platz zu haben, auch Gestaltungsmöglichkeiten. Sein zu dürfen, wie ich bin.

In welchen Situationen fühlen Sie sich frei?

Unter anderem gibt mir meine Arbeit ein Gefühl von Freiheit. Es hat sicher damit zu tun, dass ich mehrheitlich draussen arbeite – im Freien, an der frischen Luft. Und auch die Besucher sorgen dafür, dass sich ein Freiheitsgefühl einstellt.

Inwiefern?

Hier sind alle in Badekleidern unterwegs, also irgendwie gleich – ich erkenne nicht, ob ich einen Arzt oder Lagerist, eine Buchhalterin oder eine Akademikerin vor mir habe. Das führt dazu, dass man ungezwungener miteinander umgeht. Und das fühlt sich befreiend an.

Sind Sie nie neidisch, wenn Sie all die Menschen sehen, die ihren freien Tag geniessen – und Sie müssen arbeiten?

Im Gegenteil! Es ist doch schön, dass ich an einem Ort tätig bin, wo die Menschen ihre Freizeit geniessen. Man kommt gerne hierhin.

Das Gegenteil vom Zahnarzt. Genau (lacht). Und ich bin quasi Teil dieses positiven Erlebnisses. Aber es ist schon so: Wer in einem Sommerbetrieb arbeitet, dem steht privat nicht viel Zeit zur Verfügung. Umso vogelfreier bin ich im Winter. Dann kompensiere ich.

Arbeiten Sie den ganzen Sommer durch?

Nein, das wäre heftig. Eine Woche Ferien gönne ich mir jeweils, meist in Europa, nicht zu weit weg.



Abkühlung für das Nähkästchen: Anita Da Ruos nahm das Möbels kurzzerhand mit zum Beckenrand.

Bild: Roland Schmid

Zieht es Sie dann an ein Gewässer?

Meistens. Ich mag das Meer sehr. Es gibt mir dieses Gefühl von Freiheit, gerade diese Weite hat es mir angetan.

Auch in fliessendem Gewässer wie dem Rhein fühlt man sich freier als in einem Pool.

Das stimmt, ein Becken schränkt im Gegensatz zu natürlichem Gewässer schon ein. Aber im Rhein gehe ich nur selten schwimmen. Im Sommer habe ich wie gesagt nur wenig Freizeit.

Der Rhein macht dem Gartenbad aber Konkurrenz; Schwimmen im Fluss ist zum Volkssport geworden. Macht sich das bei den Besucherzahlen bemerkbar?

Das spüren wir tatsächlich. Die letzten Besucherrekordzahlen liegen schon länger zurück, das

«Im Rhein gehe ich nur selten schwimmen.»

Anita Da Ruos (50)

amtiert seit diesem Jahr als Betriebsleiterin und damit Chef-Badmeisterin im Gartenbad St. Jakob. Im Jahr 2005 kam sie als Aushilfe ins Joggeli. Davor war sie in verschiedenen Pflegeberufen, im sozialpädagogischen Bereich sowie in einer Gärtnerei tätig. Sie wohnt in Basel.

war im Jahr 2003, als an Spitzentagen 9000, teilweise gar 10 000 Eintritte gezählt wurden. Heute sind es um die 5000. Dafür bleiben die Leute tendenziell länger als früher.

Im Moment ist wegen des Hochwassers von vergangener Woche noch nicht daran zu denken, im Rhein zu schwimmen. Wie gingen Sie mit dem tagelangen Regenwetter um?

Es war sehr trostlos. Früher konnte ich ungeduldig werden, wenn der Sommer auf sich warten liess. Unterdessen bin ich gelassener geworden. Und hier im Joggeli ist wegen des beheizten Beckens immer Betrieb, auch wenn es kühl und regnerisch ist, die Hartgesottenen kommen auch dann. Im Vergleich zum Vorjahr gingen die Besucherzahlen trotzdem deutlich zurück, klar.

Jetzt ist endlich Sommer, und das Joggeli wird überrannt?

Nein, das nicht. Wir spüren, dass Ferienzeit ist.

Sie sind seit 15 Jahren im Gartenbad St. Jakob tätig – und seit diesem Jahr Betriebsleiterin. Wie viel Freiheiten gibt Ihnen das Basler Sportamt?

Sicher genug. Aber wir können unseren Eingebungen auch nicht freien Lauf lassen. Es muss eine Konstante da sein, sei es in der Umsetzung der Aufsicht oder auch in der Gestaltung des Bads an sich.

Im Joggeli geht es aber längst nicht mehr nur darum, zu schwimmen.

Das stimmt, im Vergleich zu den Jahren, als ich hier angefangen habe, wird den Besuchern mehr geboten. Denken wir nur an die

Rutschbahnen, auch an das Kulinarische. Die Leute sehen sich im Leben heute einem sehr vielfältigen Freizeitangebot gegenüber. Wir müssen also zusehen, dass wir attraktiv bleiben.

Warum sind Sie vor 15 Jahren im Joggeli gelandet – damals noch als Aushilfe?

Ich konnte mich beruflich lange nicht festlegen, fand vieles spannend. Unter anderem habe ich in der Altenpflege gearbeitet. Aber es überzeugte mich nicht, und als mich ein Freund angefragt hatte, ob ich eine Saison im Joggeli arbeiten möchte, musste ich nicht lange überlegen.

Was hat Sie hier gehalten?

Die Abwechslung, die dieser Beruf mit sich bringt. Das bedeutet für mich wiederum Freiheit. Man ist auf keine Aufgabe festgelegt, es gibt so vieles, das ich an einem Tag erlebe...

Zum Beispiel?

Meine Tätigkeit besteht nur zu einem kleinen Teil aus der Rettung. Glücklicherweise kommt es selten zu Ertrinkungsfällen. Vielmehr geht es um Pflege und Wartung der Anlage, das Coaching der Mitarbeiter, dafür zu sorgen, dass die Stimmung friedlich ist, dass die Besucher die Regeln einhalten... Und viel Unvorhergesehenes: Nachher muss ich den Sprungturm inspizieren, dort hat sich ein Hornissennest gebildet. Sie sehen: Man muss auf alles vorbereitet sein.

Apropos Regeln: Wie verhält es sich hier mit Littering?

Schwankend. Es gibt Tage, da verbringen die Badmeister nach Betriebsschluss 1,5 Stunden damit, den Abfall wegzuräumen. Wir müssen die Besucher immer wieder darauf hinweisen, dass sie ihren Abfall nicht liegen lassen sollen. Schon schade, wenn das Bewusstsein dazu fehlt. Die Badi ist ein Ort, wo man sich frei fühlen kann. Nichtsdestotrotz sollte man ein paar Regeln beachten.